Gundula Bavendamm

„Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?“[1]

Bericht über die 4. Jahrestagung des Arbeitskreises für Militärgeschichte e.V. (AKM) in Zusammenarbeit mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) Potsdam und dem Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam. Potsdam, 16./17.03.2001

Die vierte Jahrestagung des Arbeitskreises für Militärgeschichte fand in den Gebäuden der Universität Potsdam statt. Die brandenburgische Hochschule verfügt über den einzigen Lehrstuhl für Militärgeschichte in der ganzen Bundesrepublik. Nur wenige Schritte vom Tagungsort entfernt erhebt sich der raumgreifende Bau des Neuen Palais, ein pompöser Bau, der besonders bei nächtlicher Beleuchtung eine eindrucksvolle Kulisse abgibt. Potsdam ist seit 1994 der neue Sitz des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (MGFA). Das Charakteristikum der Jahrestagung 2001 war - ähnlich wie es auch für die vorangegangenen Jahrestagungen typisch gewesen ist

[1] Der Tagungsbericht erschien als Erstveröffentlichung in: newsletter 15 (Juli 2001), S. 26-30.

- der experimentelle, der experimentierende Dialog. Unter den Dialogpartnern dominierten die an Universitäten tätigen Historikerinnen und Historiker. Außerdem waren zahlreiche Mitarbeiter des MGFA und einige Militärs im Tagungspublikum vertreten. Für den Werkstattcharakter der Potsdamer Tagung war daher das in Frageform gefasste Tagungsthema „Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?“ die geeignete Überschrift. Durch den begrenzten Zeitrahmen und angesichts der Fülle der Themen konnte es in Potsdam kaum darum gehen, abschließende Antworten zu geben. Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung reflektierten vielmehr gemeinsam über das Verhältnis von Operationsgeschichte und Militärgeschichte, um dieses neu zu bestimmen und forschungsleitende Perspektiven für eine Kooperation beider Disziplinen aufzuzeigen.

Der erste Tag der Tagung stand unter dem Motto „Operationsgeschichte als theoretisches Problem“ und wurde durch die Begrüßungsworte von Wilhelm Deist (Vorsitzender des AKM), Friedhelm Klein (Amtschef des MGFA) und Jörg Schönbohm (Innenminister des Landes Brandenburg) eröffnet. Gerd Krumeich (Düsseldorf) sprach einleitend zum Thema „Die Geschichte der Operationsgeschichte“. Krumeich konstatierte eine neue Forschungssituation: die militärische und die zivile Geschichtsschreibung sei dabei, sich gemeinsam die Aufarbeitung der Operationsgeschichte zur Aufgabe zu machen. Nicht Konkurrenz oder Opposition präge das Klima. Vielmehr, so Krumeich, habe der Kontakt etwa mit dem MGFA dabei geholfen, die „Gräben der Ironie“ zu überbrücken, aus denen heraus gerade die zivilen Militärhistoriker häufig argumentierten. In Anlehnung an Bernd Wegner verwies Krumeich auf eine engere Definition von Operationsgeschichte im Sinne der Planung und Durchführung größerer militärischer Unternehmungen unterhalb der strategischen und oberhalb der taktischen Ebene und zweitens auf eine erweiterte Definition, die die Operationsgeschichte als Geschichte der militärischen Führungskunst allgemein begreift. Krumeich machte deutlich, dass sowohl die militärische als auch die zivile Operationsgeschichte ihre je spezifischen Schwachpunkte haben. Es sei nicht immer klar zu erkennen, wo militärischer Sachverstand in die Tendenz zur Abschottung von der nichtmilitärischen Welt münde. Andersherum hätten gerade die zivilen Historiker, die sich mit Operationsgeschichte befassen, die

Pflicht, sich das nötige militärische Fachvokabular anzueignen. Es gehe insgesamt darum, Spezialisierungsgrenzen zu überwinden. Als strittig bezeichnete Krumeich die Frage, ob militärische Operationen überhaupt eine eigene Geschichte hätten. Unstrittig sei dagegen, dass die Operationsgeschichte lange Zeit Teil der Kriegsgeschichte gewesen sei, die wiederum einen Teil der Kriegswissenschaft darstelle. Es sei zu beobachten, wie die Operationsgeschichte, die sich selbst stets als rein technische Disziplin begriff, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in eine „doppelte Applikatorik" gemündet sei. Die Operationsgeschichte habe zur Aufgabe gehabt, Militärs auf zukünftige Kriege vorzubereiten. Schon Clausewitz habe in diesem Zusammenhang die Tabuisierung kriegswichtiger Faktoren wie den moralischen Beistand des Volkes oder den engen Zusammenhang von Strategie und Politik kritisiert. Daneben habe es eine ideologisch-pädagogische Variante der Operationsgeschichte gegeben, die ein volkstümliches Wissen über den Verlauf und den Ausgang von Schlachten bereitstellen sollte. Die bisher weitgehend unerforschte „Dekadenz der applikatorischen Operationsgeschichte" sah Krumeich in ihrer zunehmenden Abschottung gegenüber jedweder Kritik gegeben, eine Haltung, wie sie etwa in der offiziellen Kriegsgeschichte des Krieges von 1870/71 zum Ausdruck komme. Am Beispiel der offiziellen Historiographie über die Schlacht bei Langemarck wies Krumeich darauf hin, wie die volkstümliche Dimension des Ersten Weltkrieges aus dem Reichsarchivwerk eliminiert und in die Einzeldarstellungen der Schlachten verlagert worden sei, wobei man dieses Thema an populäre Schriftsteller wie etwa Beumelburg delegiert habe.

Sieben Referentinnen und Referenten fächerten im Laufe des ersten Tages das Thema „Operationsgeschichte als theoretisches Problem" auf. Hew Strachan (Glasgow) befasste sich mit dem Zusammenhang von Operationsgeschichte und politischer Geschichte. Operationsgeschichte, so Strachan, habe man in England traditionellerweise unter den Begriff „strategy" subsumiert. Erst seit den 80er Jahren werde sie als eigenständiges Fach perzipiert. Die britische Generalstabsgeschichte bezeichnete der Referent als pädagogisches Instrument in Friedenszeiten, mit der man die Kriegsrealität ersetzt habe. Das Werk Hans Delbrücks nahm Strachan als Beispiel für die Darstellungsprobleme der Operationsgeschichte. Delbrück habe zwar über die

Ermattungsstrategie des Ersten Weltkrieges geschrieben, es sei ihm aber nicht gelungen schlüssig zu zeigen, wie sich diese Strategie auf operativer Ebene manifestiert habe. Strachan verwies außerdem auf die nach wie vor bestehende begriffliche Trennlinie zwischen „grand strategy“ und Operationsgeschichte.

Bernd Kroener (Potsdam) thematisierte das Verhältnis von Operationsgeschichte und Sozialgeschichte. Aus der Sicht der Sozialgeschichte, so Kroener, habe die Annäherung an die traditionelle Kriegsgeschichte noch in den 70er Jahren als Tabu gegolten, Militär und Krieg habe man vielfach als „Webfehler“ in der Entwicklung sozialer Formationen betrachtet. Erst das neue Interesse am Zusammenhang von Krieg und Gewalt habe hier eine neue Öffnung zur Folge gehabt. Parall zum Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften sei auch in der Militärgeschichte die „Rückkehr des Ereignisses“ zu beobachten. Für eine Sozialgeschichte der Operationen fehle es bisher an dem nötigen Handwerkszeug und Bewusstsein. Als vorbildlich stellte Kroener die französische „histoire de bataille“ vor, wie sie etwa von Marc Block, Fernand Braudel, Georges Duby, André Corvisier oder Olivier Contamine vertreten werde. Auf der Basis quantifizierender Ermittlungen sei man in Frankreich inzwischen zu einer Mentalitäts- und Kulturgeschichte der Operationen gelangt. Als zukünftiges Forschungsziel definierte Kroener abschließend eine „Sozialtopographie der Operationen“, für die drei Schritte notwendig seien: 1. die generelle Anerkennung militärischer Ereignisse als historisch bedeutsame Phänomene; 2. quantifizierende Untersuchungen zur Lage der Kämpfenden und zur sozialen Schichtung der Verbände und 3. der Übergang zur Alltags- und Mikrogeschichte und damit die Annäherung an das Einzelerlebnis.

Bruno Thoss (Potsdam) stellte Überlegungen zum Thema „Operationsgeschichte und Kulturgeschichte“ an. Als mögliche Berührungsflächen zwischen beiden Gebieten nannte der Referent die Geschichte der Operateure, der Truppenkörper und der Institutionen, die Elitenforschung und die Ereignis- und Wirkungsgeschichte von Operationen. Geglückte bzw. missglückte militärischen Operationen hätten, so Thoss, die gesellschaftlichen Diskurse über Militär und Krieg maßgeblich geprägt. Drei Vernetzungszusammenhänge zwischen Operations- und Kulturgeschichte seien denkbar. 1. Der Habitus (Pierre Bourdieu), der gerade für die militärischen Akteure

und die innermilitärische Prestigehierarchie von großer Bedeutung sei; 2. Diskurse über Militär und Krieg zwischen Militär und Öffentlichkeit und 3. die symbolische Verankerung des Operativen im öffentlichen und gesellschaftlichen Bewusstsein, etwa durch Sprache, Bilder und Denkmäler. Als weitere mögliche Forschungsfelder nannte Thoss die Auseinandersetzung mit „Deutungsagenturen" (z. B. die Militärgeschichtsschreibung), die Erforschung der mittelbaren Verarbeitung von Schlachten auf symbolischer, fiktionaler und medialer Ebene sowie die Analyse von Initiationsriten für Offiziere an Orten vergangener Schlachten.

In der teilweise recht lebhaften Zwischendiskussion der ersten Sektion kam zum Ausdruck, dass es trotz der Annäherung zwischen zivilen und militärischen Historikern und trotz der Öffnung der Militärgeschichte für neue Forschungsansätze und Fragestellungen immer noch gewisse Berührungsängste und Vorbehalte zu überwinden gilt. Werner Rahn, früherer Amtschef des MGFA, bekannte freimütig, dass er bei der Gründung des AKM zunächst das Gefühl der „Irritation" empfunden habe. Rahn kam außerdem auf den Gegensatz zwischen einer populären Geschichtsschreibung und einzelnen Veröffentlichungen des MGFA zu sprechen, deren Stil selbst aus den eigenen Reihen als zu sperrig und trocken kritisiert worden sei. Gerd Krumeich forderte dazu auf, den Konflikt zwischen sozialhistorisch interessierten Forschern und der konventionellen Operationsgeschichte beizulegen. Dazu sei es nötig, so Krumeich, etwa die Operationen des Zweiten Weltkriegs nach 1940 als Teil des Nationalsozialismus zu begreifen. Oberst Frank, Standortältester von Potsdam, prognostizierte eine Renaissance der klassischen Operationsgeschichte nach Abtreten der „Betroffenheitsgeneration" und wollte die Militärs als Fachleute an der Operationsgeschichte beteiligt wissen. Ein zweiter Diskussionspunkt war die quantifizierende Dimension der Operationsgeschichte. In Anknüpfung an sein Referat wies Bernd Kroener darauf hin, dass die Geschichte von militärischen Großverbänden im Krieg genauer zu erarbeiten sei. Als Beispiel nannte er die 292. Infanteriedivision, die zwischen 1941 und 1944 von 10.000 auf 50 dezimiert worden sei. Bernd Wegner schloss sich mit einem Plädoyer für eine „kritische Verbandsgeschichte" an, die die „Biographie" einzelner Verbände erforschen solle.

Im zweiten Teil der Sektion „Operationsgeschichte als theoretisches Problem“ konstatierte Rolf-Dieter Müller (Potsdam) einen Widerspruch zwischen der engen Verzahnung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen und dem Verlauf von Kriegen einerseits sowie dem traditionell hilfswissenschaftlichen Status der Wirtschaftsgeschichte für die Operationgsgeschichte. Auch die Wirtschaftsgeschichte habe sich bisher kaum mit Kriegen befasst. Müller nannte die Missachtung volkswirtschaftlicher Bedingungsfaktoren als einen entscheidenden Grund für das Scheitern des Schlieffen-Plans. Andersherum habe die enge Kooperation der alliierten Militärführung mit Industrie und Wirtschaft maßgeblich zum Erfolg der strategischen Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg beigetragen. Auch die aktuelle Tendenz zu High-Tech-Kriegen sowie die Auflösung konventioneller Armeen in mobile Kriseneinheiten erfordere ein neues Nachdenken über das Verhältnis von Wirtschafts- und Operationsgeschichte.

Stefan Kaufmann (Freiburg) sprach aus der Perspektive einer anthropologisch konzipierten Technikgeschichte und eröffnete sein Referat mit der von Heinrich Popitz stammenden Feststellung, dass Technik stets dazu gedient habe, Gewalt auszuüben und Gewalt abzuwehren. Als sprechendes Beispiel führte Kaufman die „Telefonmanie“ Erich Ludendorffs während der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 an. Der konventionelle Umgang der Operationsgeschichte mit der Technikgeschichte, so Kaufmann, sei im Kern vom militärischen Effizienzgedanken geprägt und konzentriere sich auf die Erforschung von Waffensystemen und die diesbezügliche Verhältnismäßigkeit von Militärdoktrinen. Für eine kulturtheoretisch fundierte Technikgeschichte forderte Kaufmann eine Neukonzeption des Verhältnisses von Militär und Waffen in drei Schritten: 1. die Implementierung „technischen Handelns“ als neuen Leitbegriff; 2. eine prozessuale Auffassung von Technikgenese und Technikverwendung und 3. die Einbeziehung der symbolischen Dimension von Technik. Technisierungsprozesse charakterisierte Kaufmann als besonders ambivalente Vorgänge, die sich kaum für „Modernisierungsmärchen“ eigneten. Ein „Schuss Postmoderne“ könne der Operationsgeschichte daher zu neuen Erkenntnissen verhelfen.

In der folgenden Diskussionsrunde thematisierte Gerd Krumeich das Verhältnis von etablierten und neuen Techniken. Insbesondere

die Perzeption technischer Neuheiten durch die Militärführungen sei häufig phobisch besetzt gewesen. Das Telefon habe in der deutschen und französischen Kriegsfuturologie zwischen 1900 und 1914 eine zentrale Rolle gespielt. Bernd Kroener fragte nach möglichen Zusammenhängen zwischen militärischen Karrieremustern und technischen Entwicklungsprozessen. Rolf-Dieter Müller griff den von Bruno Thoss in die Debatte gebrachten Begriff der Logistik auf und verdeutlichte nationalspezifische Differenzen im militärischen Umgang mit Wirtschaftsfragen. Müller konstatierte für die amerikanische Armee einen deutlich höheren Stellenwert der Logistik. Umgekehrt sei in Deutschland im Zweiten Weltkrieg ein ungedienter Wirtschaftsfachmann in Generalstabsuniform undenkbar gewesen.

Ute Daniel (Braunschweig) befasste sich mit Operationsgeschichte und Alltagsgeschichte. Daniel schlug eine Neudefinition der Schlacht vor, die sie als „Filetstück der Operationsgeschichte" bezeichnete. Eine Schlacht sei ein Ereigniszusammenhang, der maßgeblich durch das Gelingen bzw. Misslingen von Kommunikation bedingt sei. Eine alltagsgeschichtlich orientierte Operationsgeschichte müsse Schlachten auf der synchronen Ebene neu mit Sachverhalten, Prozessen und Wahrnehmungsweisen vernetzen. Das Fernziel müsse sein, Schlachten auf der Praxis-, Erfahrungs-, und Bedeutungsebene zu analysieren. Als exemplarische Beispiele nannte Daniel die Bedeutung des Telefons für den Verlauf der Marne-Schlacht von 1914 sowie die konfliktreiche Rolle der Kriegsberichterstatter, die zwischen den Veröffentlichungsinteressen der Presse und den Geheimhaltungsinteressen der Kriegsführung standen.

Karen Hagemann (Berlin) stellte in ihrem Referat fest, dass die Verknüpfung von Geschlechtergeschichte und Operationsgeschichte wissenschaftliches Neuland darstelle. „Geschlecht" definierte Hagemann mit Joan W. Scott als soziale Kategorie, als ein Wissen über Geschlechterbeziehungen, das zur hierarchischen Ordnung der Welt und der Gesellschaft diene. Für eine Verknüpfung von Operations- und Geschlechtergeschichte sah Hagemann im wesentlichen zwei Ansätze: 1. die Integration der Geschlechterperspektive in eine Sozial- und Kulturgeschichte von Kampf, Gewalt und Schlacht und 2. die Anwendung der Kategorie „Geschlecht" als Analysekategorie für die Untersuchung von

Operationsgeschichtsschreibung. Kriegsziele und operative Planungen, so Hagemann, seien entscheidend durch Männlichkeitsentwürfe geprägt, militärische Tötungsgewalt bis heute männlich definiert. Eine geschlechtergeschichtliche Dekonstruktion herkömmlicher operationsgeschichtlicher Untersuchungen sei daher ein lohnenswertes Forschungsziel.

Einzelne Stellungnahmen der anschließenden Debatte zeigten, dass die erste Sektion das Verhältnis von traditioneller Operationsgeschichte zu den Forschungsansätzen der modernen Militärgeschichte erst in Ansätzen klären konnte. Pointiert hieß es etwa, noch keiner der Referenten habe sich wirklich zum Anwalt der Operationsgeschichte gemacht.

Zum Konzept der Jahrestagung gehörte sinnvollerweise der Perspektivenwechsel. In der zweiten Sektion „Operationsgeschichte und integrative Praxis" trugen acht Referenten dazu bei, die methodische Öffnung der Operationsgeschichte anhand einzelner Schlachten zu erproben. Michael Speidel (Bern) analysierte am Beispiel der Schlacht von Cannae (216 v. Chr.) das Ineinandergreifen militärischer und politischer Prozesse im Kriegsverlauf. Die Römer seien mit ihrem Milizheer und einer verfassungsbedingt unprofessionellen Heerführung auf die eigentlich geplante Entscheidungsschlacht schlecht vorbereitet gewesen. Ihr primitiver Schlachtplan habe auf die tiefe Staffelung der Truppen und den Erfolg der Massenwirkung gesetzt. Dem feingegliederten, geübten Heer der Karthager sei unter Hannibal die Einkesselung des römischen Gegners gelungen. Speidel zeigte, wie die römische Geschichtsschreibung - um die politische und soziale Ordnung Roms nicht grundsätzlich zu kritisieren - das Versagen der politischen und militärischen Führung tabuisierte und nach Teilexkulpationen suchte. Gleichzeitig, so Speidel, sei die Niederlage der Beginn der Entwicklung des stehenden Heeres der Kaiserzeit gewesen, das vierzehn Jahre später unter Scipio die Karthager schlug.

Am Beispiel der Schlacht von Hattin (1187) ging Martin Hoch (Bonn) auf die Vorgeschichte der bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den Truppen der christlichen Kreuzfahrer und dem Heer Sultan Saladins in Galiläa ein. Die militärische Lage habe sich bereits 1183/84 zugespitzt, als der moslemische Militärführer zweimal versuchte eine Schlacht zu provozieren und das Jerusalemer

Herrscherhaus damit stark unter Druck setzte. Entscheidend für den Verlauf der Schlacht von Hattin sei die schlechte Wasserversorgung des Kreuzfahrerheeres gewesen. Die historische Relevanz der militärischen Konfrontation sah Hoch in der Veränderung der politischen Lage im Nahen Osten. Der erfolgreiche Waffengang von Hattin habe den Auftakt für einen umfangreichen Siegeszug Saladins gebildet, der Jerusalem eingenommen und damit den dritten Kreuzzug ausgelöst habe. Die Schlacht von Hattin habe die territoriale Basis der Kreuzfahrer im Nahen Osten irreversibel geschwächt.

Die Schlachten des 17. und 18. Jahrhunderts waren das Thema von Jürgen Luh (Potsdam), der gleich eingangs die vielfach angenommene Autonomie der Operationsgeschichte von gesellschaftlichen und politischen Faktoren als Fiktion bezeichnete. Im Hinblick auf die Schlacht von Krefeld (1758) ging Luh den Gründen für die Wirkungslosigkeit des Feuers beider Parteien [?] nach, die in der Geschichtsschreibung im Allgemeinen tabuisiert werde. Zum einen seien es die technischen Mängel der im Kampf verwendeten Flinten gewesen, etwa die unpräzise Verarbeitung der Läufe. Zum zweiten führte Luh sozial- und mentalitätsgeschichtliche Gründe an. Die Soldaten seien in der Kampfhandlung aus dem zu Friedenszeiten eingeübten Drill ausgeschert. Im Chaos des Kampfgeschehens oder aus Angst sei unkoordiniert geschossen worden. Der militärische Disziplinierungserfolg sei auf die Friedenszeit beschränkt geblieben. Das Festhalten an der ineffektiven Flinte, obwohl die Büchse als Präzisionswaffe zur Verfügung stand, begründete Luh auf der symbolischen Ebene. Die Flinte habe den Soldaten das bessere Aussehen verliehen. Der mit der Flinte ausgerüstete Truppensoldat sei Teil des symbolischen Kapitals gewesen, mit dem ein absolutistischer Herrscher seinen Status untermauert habe. Geometrie und Reputation seien wichtiger gewesen als die militärische Effektivität.

Daniel Horath (Esslingen) befasste sich mit den Belagerungen des 18. Jahrhunderts, die er als Stiefkind der Kriegsgeschichte bezeichnete. Bereits im Werk Clausewitz stehe die Entscheidungsschlacht im Mittelpunkt. Die Belagerungen habe man im 19. Jahrhundert als „Visitenkarte“ des schlechten, faulen und mutlosen Feldherren perzipiert. Demgegenüber seien Belagerungen im 18. Jahrhunderts sehr häufig gewesen und zusammen mit dem Festungsbau von der zeitgenössischen Publizistik in den Mittelpunkt gestellt worden.

Horath skizzierte drei mögliche Forschungsperspektiven: 1. die Frage nach dem Einfluss politischer Ambitionen auf den Verlauf von Belagerungen; 2. die Untersuchung der militärwissenschaftlichen Debatte über Belagerungen vor Clausewitz und 3. die sozial- und alltagsgeschichtliche Dimension von Belagerungen insbesondere im Hinblick auf die stets involvierte Bevölkerung der Festungsstadt sowie auf die Probleme eines stehenden Söldnerheeres.

Bernd Kroener hob in der Diskussion hervor, wie stark die heutige Sichtweise insbesondere von Schlachten der frühen Neuzeit noch durch die Mythen des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt seien. Eine rege Debatte entstand um die Ausführungen von Jürgen Luh, insbesondere um die These von der Repräsentationsfunktion der Armee. Luh erklärte, es sei ihm darum gegangen, die „preußischen Effizienzmythen" gezielt zu hinterfragen. Uta Daniel forderte, genauer jenes Element der Schlacht herauszuarbeiten, welches die längerfristig bedeutsamen Folgen der militärischen Konfrontation auslöse. Stig Förster (Bern) betonte den Wagnischarakter jeder Schlacht, die eine „automatische" Niederlage ausschieße und zu einer genauen historischen Analyse von Schlachten auffordere. Teilweise wurde auch Unbehagen über die Unschärfe des Diskussionsgegenstandes geäußert. So sah Martin Hoch verschiedene Definitionen von Operationsgeschichte im Umlauf. Karen Hagemann konstatierte, dass die Frage nach der Integration neuer Forschungsperspektiven in die traditionelle Operationsgeschichte noch nicht hinreichend geklärt sei.

Den Abschluss der zweiten Sektion bildeten vier Referate über Schlachten des 19. und 20. Jahrhunderts. Dierk Walter (Bern) ging auf die Schlacht bei Königgrätz (1866) ein und nannte drei operative und taktische Fehler der Österreicher als Grund ihrer Niederlage: 1. der zu späte Vormarsch nach Böhmen; 2. das Versäumnis, sich stark auf die zweite preußische Armee zu konzentrieren, die sich während eines Passübergangs aufgeteilt habe und daher in ihren Einzeleinheiten angreifbar gewesen sei und 3. die ungeschützten Flanken der eigenen Truppen. Hinzu kamen eine Reihe wirtschaftlicher und technischer Faktoren. Preußen habe mit Hinterlader und Zündnadelgewehr über die besseren Waffen verfügt und sei der österreichischen Armee durch seinen bürokratisch organisierten Generalstab überlegen gewesen. Ausschlaggebend für

den preußischen Erfolg sei schließlich die Aufrechterhaltung der operativen Trennung der drei Armeen bis zur Ankunft auf dem Schlachtfeld gewesen. Vor allem aus politischen Gründe habe keine der Parteien als Angreifer gelten wollen, wodurch sich die Mobilmachung wochenlang verzögert habe. Walter schloss mit der Bemerkung, dass Preußen nicht gewonnen, wohl aber Österreich den Krieg verloren habe. Glück auf der preußischen Seite und operative Fehlentscheidungen der Österreicher hätten die entscheidende Rolle gespielt.

Jürgen Angelow (Potsdam/Torún) befasste sich mit dem Aufmarschkalkül des k.u.k. Generalstabes bei der Konfrontation mit Serbien im Sommer 1914 und betonte, dass die Rolle rationalen, zweckorientierten Handelns geringer gewesen sei als bisher angenommen. Fehlleistungen, die Unterschätzung der gegnerischen Kräfte durch das Evidenzbüro und eine Fixierung auf den schnellen Sieg über Serbien zählte Angelow zu den Charakteristika des österreichisch-ungarischen Konfliktverhaltens. Ein manischer Vernichtungswillen habe sich besonders in der Einrichtung von Standgerichten und durch Erschießungen manifestiert. Als Hauptgründe für den Kriegswillen der k.u.k. militärischen Führung nannte Angelow: 1. das defensive Statusdenken der Offiziere, die den Krieg als Befähigungsnachweis betrachtet hätten; 2. ein fatalistisches Schwächegefühl seit den Balkankriegen, gepaart mit einer spezifischen Dekadenz-Theorie, nach der das Kaiserreich „anständig“ zugrunde gehen solle und 3. rassisch-ethnische Ressentiments gegenüber Serbien, die in stabilen Feindbildern zum Ausdruck gekommen seien. Das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien deutete Angelow abschließend als Ausfluss einer zeittypischen „nervösen Kraftlosigkeit“ (Joachim Radkau), als eine Überkompensation neurotischer Versagensängste, die man durch eine „Willenstherapie“ habe heilen wollen.

Angelows These von einer mental bedingten, dilettantischen Kriegführung stieß auf die Kritik von Bruno Thoss und Stig Förster. Förster betonte, dass Deutschland trotz materialmäßiger und numerischer Unterlegenheit vier Jahre lang erfolgreich Krieg geführt habe, was vor allem mit der Qualität der deutschen Operationen im Ersten Weltkrieg zu erklären sei. Karen Hagemann meinte im Hinblick auf das Referat von Dierk Walter, dass die Formung des operativen Denkens nicht genügend thematisiert worden sei. Typisch

sei eine Gleichzeitigkeit von Fachkenntnis und Professionalität einerseits und Irrationalität andererseits gewesen.

Bündig definierte Markus Pöhlmann (Stuttgart) in seinem Referat die Operationsgeschichte als Geschichte militärischer Führungsentscheidungen. In seinem Referat über die Operationen des Ersten Weltkrieges und die amtliche Militärgeschichtsschreibung konstatierte Pöhlmann, dass man auf der operationsgeschichtlichen Ebene bis heute kaum über den Stand der amtlichen Geschichtsschreibung der 20er Jahre hinausgekommen sei. Lese man operationsgeschichtliche Darstellungen aufmerksam, so Pöhlmann, seien interessante Aufschlüsse über Mentalitäten und Wahrnehmungen der Militärführer möglich. Insbesondere die Offiziere seien zu den „Verlierern" einer kritischen Militärgeschichte „von unten" geworden. Als bestehende Forschungsdesiderate nannte der Referent: 1. eine Wirkungsgeschichte der Marne-Schlacht von 1914; 2. eine Studie über den Stellungskrieg; 3. eine Gesamtdarstellung der Operationen an der Ostfront und 4. eine Sozial- und Kulturgeschichte der Offiziere im Krieg und 5. die Historiographie der Operationsgeschichte.

Sönke Neitzel (Mainz) schloss mit einem Referat über die Operation „Sichelschnitt" im Zweiten Weltkrieg, die 1940 den Beginn des deutschen Westfeldzuges markierte. Der Operationsplan gegen Frankreich und Belgien habe die Voraussetzungen für einen späteren Wirtschaftskrieg gegen England schaffen sollen, dem man jedoch weitgehend konzeptions- und ratlos entgegengesehen habe. Neitzel schlug zur weiteren Aufhellung eine Ideengeschichte des Wirtschaftskrieges vor. Mental sei die deutsche Kriegführung 1940 noch stark in der vorangehenden Weltkriegserfahrung verhaftet gewesen. Vor diesem Hintergrund sei international vergleichend etwa der Frage nachzugehen, wieso sich die Perfektionierung des Bewegungskrieges ausgerechnet in Deutschland entwickelt habe. Neitzel forderte auch dazu auf, alltags- und sozialgeschichtlich die innere Kohäsion von kämpfenden Einheiten zu erforschen. Die Geschichte der Waffen-SS im Krieg sei noch zu schreiben. Neben einer integrativen, erneuerten Operationsgeschichte plädierte Neitzel für die Beibehaltung „reiner" Operationsgeschichte. Der Stellenwert des Zufalls und der Glücksfaktor seien für den Sieg der deutschen Seite keineswegs zu unterschätzen.

In der letzten Diskussionsrunde warnte Gerd Krumeich davor, als Historiker Operationen nachträglich „flicken“ zu wollen und dabei womöglich in Besserwisserei zu verfallen. Bernd Kroener wies auf die Bedeutung der Fronterfahrungen von 1914/18 für die Operationsgeschichte des Zweiten Weltkrieges hin, die über einen kollektivbiographischen Ansatz erforscht werden könne.

Die abschließende Podiumsdiskussion bestritten Wilhelm Deist (Freiburg), Bernd Wegner (Hamburg), Stig Förster (Bern), Klaus Latzel (Bielefeld) und Ralf Pröve (Potsdam). Latzel bescheinigte der Operationsgeschichte als integrativer Forschungsrichtung Zukunftsfähigkeit, wobei er eine ihrer wesentlichen Aufgaben darin sah, der Frage nach der Bedeutung von Gewalt für menschliches Handeln nachzugehen. Stig Förster griff die Definition der Operationsgeschichte als Geschichte der Führungsentscheidungen (Markus Pöhlmann) auf. Sobald sich die Militärgeschichte der Kriegsgeschichte nähere, so Förster, sei die Operationsgeschichte ihr wichtigstes Instrument. Eine zeitgemäße Operationsgeschichte müsse mit den politischen, militärischen und mentalen Kontextfaktoren verknüpft werden. Bernd Wegner hielt die Definitionsfrage für sekundär und konzentrierte sich auf die Nennung von relevanten Forschungsthemen einer kontextualisierten Operationsgeschichte: 1. eine kritische Geschichte militärischer Verbände im Krieg im Sinne von „Verbandsbiographien“ und jenseits der Veteranenliteratur; 2. eine Analyse von Schlachten, die als Ereignisse längerfristige und untergründige historische Strukturen veränderten und 3. Studien zu Politik und Ideologie im Krieg. Ralf Pröve bezeichnete Schlachten als „Brenngläser“, als Kulminationspunkte von Problemen und siedelte eine erneuerte Operationsgeschichte methodisch zwischen Ereignis, Struktur und Kulturgeschichte an.

In der Abschlussdiskussion definierte Oberst Frank Operationsgeschichte als Geschichte der Planung und Führung militärischer Operationen. Er forderte die zivilen Historiker dazu auf, die Scheu vor der Operationsgeschichte zu überwinden. Insbesondere die Geschichte des operativen Denkens und Handelns stelle ein Forschungsdesiderat dar. Frank fordert außerdem dazu auf, nicht nachträglich über die Defizite frühere Operationen zu richten, sondern operative Entscheidungen und Handlungen stärker aus ihrer Zeitgebundenheit heraus zu verstehen. Gerd Krumeich betonte das experimentelle Stadium der Debatte und stellte die These auf, dass

es keine neue Operationsgeschichte gebe, wohl aber verschieden Weisen, über militärische Operationen „zu erzählen“. Die Operationsgeschichte der Militärs sei eine dieser Erzählformen, die Historiker müssten ihre eigene Form finden. Bernd Wegner dämpfte die Erwartungen an eine methodische Weiterentwicklung der Operationgsgeschichte, die aufgrund der Komplexität ihres Gegenstandes nach wie vor stark militärisch geprägt sei und diese voraussichtlich auch bleiben werde. Klaus Latzel insistierte auf der Tatsache, dass die Folgen von Kriegen in Tod, Verwundung und Vernichtung als Resultat von Gewalt bestünden. Die Darstellung dieser Gewalt stelle ein Sprachproblem dar. Daran anknüpfend bemerkte Bernd Wegner, dass das planmäßige Verschweigen bestimmter Aspekte von Krieg wie etwa Elend, Tod und Vernichtung gegenüber den Soldaten einer der Hauptkritikpunkte gegenüber der traditionellen militärischen Operationsgeschichte sei. Stig Förster hielt diesen Diskussionspunkt im Hinblick auf die Operationsgeschichte für sekundär. Als Geschichte militärischer Führungsentscheidungen habe sich die Operationsgeschichte mit der häufig zynischen Grundhaltung ihrer Akteure zu befassen und die Gründe für diesen Zynismus zu erforschen.

Gundula Bavendamm
E-Mail: g.bavendamm@akmilitaergeschichte.de